



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

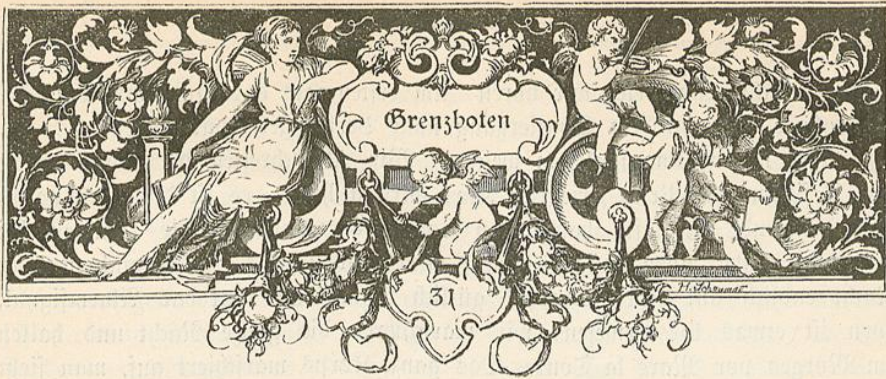
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Gedenkjahr

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Gedenkjahr



Wenn wir heute auf die großen Tage des Jahres 1870 zurückblicken, so schlägt das Herz allen Deutschen höher, auch denen, die sonst vergrämt und enttäuscht zur Seite stehen. Wir empfinden wieder den heißen, den heiligen Zorn über die fremde Herausforderung, der die Deutschen über Nacht zur Nation werden ließ, und den Jubel der tapfern Herzen, als in Oms der Würfel gefallen war. Vor unserm Auge steht das Rüsten zum Kampfe, dem Ungeduldigen so langsam erscheinend und doch die wehrhafte Jugend mit der Sicherheit eines Uhrwerks in unabsehbare, wohlgeordnete Heersäulen vereinigend, der Abschied von Vater und Mutter, Braut und Schwester, das Eintreffen beim Regiment, dessen breite, nun „kriegsstarke“ gewordenen Kolonnen in Schmucke der Kriegsgarnitur glänzen, die Fahrt nach der Westgrenze durch die gesegnetsten Auen des Vaterlands, überall Tücherwehen und zärtlicher Gruß aus schönen Augen, der Anblick des grünen Rheinstroms, dessen breiten Rücken nun endlose Reihen von Helmspitzen und in der Morgensonne glitzernde Bajonette überschreiten, heiße Märsche unter dem Gewicht des kriegsmäßig gepackten Tornisters, verregnete Bivaks, die schönen neuen Röcke mit pfälzischem Rot bedeckend und den Humor der Truppe bis tief unter den Gefrierpunkt herabdrückend. Da, auf dem Wege durch düstre, verregnete Waldthäler, galoppirt der Oberst die Marschkolonnen entlang und verkündet die Siegesnachricht von Weissenburg. Dicht vor der französischen Grenze überholt uns das Große Hauptquartier, wir schauen in das milde Antlitz des ehrwürdigen Königs, in Moltkes hartgemeißelte Züge: unter solcher Führung kann es uns nicht fehlen. Das erste französische Städtchen wimmelt von einem unglaublichen Gemisch deutscher Uniformen, zwischen ihnen scheu sich bewegend fran-

zöfische Leichtverwundete, wir hören zum erstenmale das *Quel malheur!* der Einwohner, die von dem Spaziergang nach Berlin geträumt hatten.

Aber weiter, unaufhaltsam weiter! Wir überschreiten die Mosel. Aus dem Defiliren vor Prinz Friedrich Karl wird nichts — es ist der 16. August, und dringende Geschäfte haben ihn vorwärts gerufen. Wir klimmen bei glühender Hitze einen Hügel hinauf und wollen uns bei hereinbrechender Nacht endlich auf einer Stoppel gütlich thun. Da tönt das Marmsignal, vorn ist etwas los gewesen, wir marschieren die ganze Nacht und halten am Morgen vor Mars la Tour. Das ganze Korps marschirt auf, man sieht nur noch den Himmel und Soldaten. Am 18. treten wir in Brigadefront den Vormarsch an, die Glieder öffnen sich vor dem ersten Toten, einem buntbetrefften Chasseur, dem ein deutscher Kürassiersäbel Haupt und Gesicht gespalten hat. Um die Mittagstunde beginnt rechts von uns das dumpfe Pochen der Geschütze, im blauen Aether entstehen plötzlich kleine Wölkchen, die eine Feuergarbe entsenden und langsam verschwinden, französische Schrapnels. Wir rücken an dem schönen Sommertag weiter durch herrliche, in feierlichem Schweigen ausgebreitete Gefilde, aber bald fängt vor uns ein Graupelwetter von Kleingewehrfeuer an, in das das *Krrr!* der Mitrailseusen und das *Bum!* der Geschütze träge hineintönt. Wir überschreiten den Höhenkamm, vor uns liegt der breit aufsteigende Rücken von St. Privat, rechts unten St. Marie, vor ihm die Garde soeben zum blutigen Angriff ansetzend; die roten Köcke der hinter dem Dorfe haltenden Gardehusaren leuchten meilenweit über das von gelbem Dunst leicht umflorte Blachfeld. Der Hügelrücken vor uns ist wie ein Schachbrett mit Kolonnen bedeckt, vor und zwischen ihnen die Pünktchen der einzelnen feuernden Schützen, dahinter die ruhig arbeitenden Geschütze. Wir kommen näher, mischen uns in die Reihen der Fechtenden, schon bricht der Abend herein, da flammt der Kirchturm von St. Privat wie eine gewaltige Weihnachtspyramide auf, das Gewehrfeuer stirbt hin, das Dorf ist geräumt. Drüben von der Garde herüber klingt es: Nun danket alle Gott! unsre Kapellen fallen ein, der Sieg ist unser! Die Gewehre werden zusammengelegt, und alles flutet in das brennende Dorf, um einen Trunk lehmigen Wassers für die verschmachtetten Lippen zu erbeuten. Unter toten, sterbenden und verwundeten Menschen und Pferden kampiren wir auf dem Schlachtfelde.

Wir dringen tiefer ins Land ein, die Stimmung der Bewohner wird feindseliger, wir hören von Tücken einzelner blaublusiger Sabotträger. Vergebens laden wir durch einen Gruß aus unsern Feldgeschützen das feste Verdun zur Übergabe ein. Dann auf einem der nächsten Märsche plötzlich ein langer Halt, es heißt, Chalons sei geräumt, wir biegen im rechten Winkel zu der bisherigen Marschrichtung nach Norden ab, noch einige starke Märsche, und wir begrüßen uns flüchtig mit den ersten Nothosen, heften uns im Angesicht des plötzlich verlassenen französischen Zeltlagers bei Beaumont ernstlicher an

ihre Fersen und rücken in der Frühe des ersten Septembertags ins Gefecht, ohne zu ahnen, daß wir heute — den ersten Sedantag feiern sollen. Born steht es nicht gut, die Erde erbebt unter dem Dröhnen der entlang den Marschkolonnen vorgaloppirenden Korpsartillerie, deren Mannschaften auf den Prozen die Pfeifen schwenken. Endlich biegen wir rechts aus, marschieren auf und dringen in ein Wäldchen ein. Wir hören das leise Surren von Chassepotkugeln, ohne ihre freundlichen Absender zu erblicken, da sitzt mir auch schon eine im Schenkel, und — aus ist der Schmaus! Krankenträger, der erste Verband im Granatfeuer, dann das Lazarett, eine mit Strohschütten ausgelegte Zuckerfabrik, zwischen zwei grausam zerschossenen Kameraden. Endlich durch Belgien zurück in die Heimat, ein langweiliges Krankenlager, tägliche, fast ermüdende Siegesnachrichten; alles dreht sich um die Frage, ob Paris noch bombardiert werden wird oder nicht. Genesen, zum Ersatzbataillon, dann wieder zum Regiment vor das bereits gefallene Paris, dessen Kuppeln die rücksichtsvollen Deutschen aber nur von der Enceinte aus betrachten dürfen. Gern kehren wir ihm den Rücken, genießen herrliche Frühlingstage wie Gott in Frankreich und fühlen doch Heimatssehnsucht. Endlich der Rückmarsch, endlich wieder zu Haus, und am nächsten Tage — wieder zur Arbeit genau an der Stelle, wo wir ein Jahr vorher abgebrochen haben.

Auch diese fünfundzwanzig Jahre sind dem deutschen Volke Jahre der Arbeit geblieben. Der Arbeit zunächst an dem innern Ausbau des wiedererstandnen Reiches. Die Einheit der Rechtseinrichtungen ist bis auf den nun bald einzufügenden Schlußstein durchgeführt. Die wirtschaftliche Einheit, die Begleiterin und Förderin der politischen Einigung, hat die innern Grenzen der deutschen Staaten nahezu verwischt, die Stammesbesonderheiten mehr und mehr ausgeglichen und nur einige allzu große Verschiedenheiten des Bodens und des Klimas noch nicht überwinden können. Die Tüchtigkeit der Deutschen hat sich ungehemmt entfalten dürfen und die Nation als Ganzes auch wirtschaftlich groß und reich gemacht. Die deutschen Städte haben, bis auf wenige weltvergeffene Idylle, den kleinbürgerlichen, ja fast ärmlichen Charakter abgestreift, der sie vor fünfundzwanzig Jahren fast alle noch kennzeichnete. Unfre Großstädte prunken in breiten, saubern, glänzend erleuchteten Straßen, besetzt mit bequemen und anspruchsvollen Wohn- und Geschäftshäusern, mit stattlichen öffentlichen Bauten. Der Verkehr flutet mit den Hilfsmitteln der Technik und einer in die feinsten Adern ausgebildeten Organisation bis nach den entlegensten Winkeln. Die Begriffe von Raum und Zeit haben sich gewandelt, das ganze bürgerliche Leben hat einen bequemern Zuschnitt erhalten. So scheint die äußere Wohlfahrt des deutschen Volkes am Ende des ersten Vierteljahrhunderts mächtig entwickelt und gefördert.

Und doch gewahrt der Beobachter schon in dem äußern Bilde auch tiefe Schatten. Die Silhouette unsrer Städte ist zwar durch Kuppeln und Türme

verschönt, aber auch durch den Fabrikochlot verunstaltet worden. Neben den eleganten Villenvierteln sind die öden Kasernenreihen der Arbeiterquartiere, und selbst die liebliche deutsche Landschaft bedeckt sich mehr und mehr mit dem nüchternen Backsteinbau der Fabriken und Arbeiterwohnungen. Wohl ist der Deutsche heute gefälliger gekleidet, er hat mehr „Manieren“ als noch vor einem Vierteljahrhundert, es wird immer schwerer, die Zugehörigkeit zu einem gewissen Stande aus der äußern Erscheinung zu erkennen, sogar unsre Ladens- und Dienstmädchen sind heute geschmackvoller angezogen als früher die Frauen und Mädchen der bürgerlichen Stände. Aber die frischen Farben, die drallen Gestalten sind seltener geworden, und in der gepuzten, die Straßen füllenden Menge taucht öfter als sonst das hektische Gesicht des Fabrikarbeiters, die abgerackerte Gestalt der Arbeiterfrau auf. Selbst das Heim der Armen entbehrt heute nicht so leicht der Gardine, aber der Hausrat ist oft nur altes Gerümpel oder moderner Schindelkram aus den Abzahlungsgeschäften. Und wen der Weg als Armenpfleger oder wie sonst in die Dachstuben und Kellerwohnungen, in die Hinterhäuser und dreifachen Höfe der Großstädte führt, dem will das Elend heute fast massenhafter, nackter und hoffnungsloser erscheinen als früher auf dem engen Stadtgebiet. Unstreitig hat sich die Lebenshaltung auch der untern Klassen im ganzen bedeutend gehoben, aber kein Einsichtiger bestreitet, daß zugleich der Gegensatz zwischen niedrigen und hohen Einkommen viel größer und klaffender geworden ist, als einst, wo der allgemeine Wohlstand zwar viel bescheidner, aber weiter und gleichmäßiger verbreitet war. Es ist, als ob sich von den zehn Millionen nachgeborener Deutschen schon ein unheimlich großer Teil dem Zustande der englischen Paupers zu nähern begönne.

Etwas tröstlicher ist der Rückblick auf das Geistesleben der Nation. Die technischen Wissenschaften haben, begünstigt von dem wirtschaftlichen Aufschwunge und diesen wiederum steigend, innerhalb der kurzen Spanne Zeit stauenswerte Fortschritte gemacht. Freilich von der eigentlichen Philosophie hat sich in derselben Zeit das Volk der Denker beinahe abgekehrt. Die übrigen Wissenschaften zeigen wenig bedeutende Namen und fast keine großen, bahnbrechenden Gedanken. Das Verdienst des Zeitalters liegt mehr in der Verbesserung der Methoden, in der Einzelforschung. Immerhin sind die Errungenschaften einer größern Vergangenheit festgehalten, tiefer ausgebaut und in immer weitere Kreise des Volkes hinausgetragen, im guten Sinne popularisiert worden. Freilich: die Bildung der Kreise, die sich schlechthin die „gebildeten“ zu nennen lieben, ist mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen, unsre höhern Schulen haben — dank dem Berechtigungswesen! — dem Drängen nach Verflachung nachgeben müssen, schon verrät sich in einzelnen Sprachercheinungen, die mit ungeheurer Schnelligkeit um sich gegriffen haben, nicht bloß Ungeschmack, sondern auch eine Unklarheit des Denkens, die ernstlich mit Besorgnis erfüllt.

Dabei ist die thörichte Nachahmungssucht des Deutschen auch nicht um einen Grad geringer geworden, sie hat nur den Gegenstand gewechselt: an die Stelle der Franzosennachahmung ist die Engländernachahmung getreten, und ein guter Teil unsrer Männerwelt, der jungen wie der alten, gefällt sich in einer mädchenhaft tändelnden Putsucht, die wahrlich auch kein Zeichen tieferer Geistesbildung ist. Erfreulich ist es dagegen, daß in den untern Klassen der Wert der Wissenschaft heute willig anerkannt wird, daß gerade dort nicht selten ein Heißhunger nach Bildung herrscht, der, wenn erst die gefährliche Halbbildung überwunden sein wird, der Nation eine neue Blüte gemeinsamen Geisteslebens verspricht.

Völlig ausgeblieben ist der Aufschwung leider gerade dort, wo man ihn nach den großen politischen Erfolgen der Kriegsjahre am sichersten erwartet hatte, auf dem Gebiete der Kunst. Wir halten es aber mit denen, die in dem allgemeinen Chaos eher Überfluß als Armut an Gedanken erblicken wollen und sich der Hoffnung getrösten, daß sich auch diese Gedanken zu Idealen und die Ideale zu schönen Formen hindurchbringen werden.

Wir lassen uns daher auch nicht von Unmut und Kleinmut überwinden, weil wir des Glaubens leben, daß das deutsche Volksgemüt im Grunde doch das alte, treue, sinnige und herrliche geblieben ist, das, was fremde Nationen an den Deutschen glauben bespötteln zu dürfen, weil sie es nie verstanden haben und niemals verstehen werden, der Quell unsrer Schwäche und doch auch der ewige Jungbrunnen, aus dem wir die Kraft schöpfen wollen, die im Schoße der Zukunft unser noch harrende weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen. Gerade darum reden diese Tage der Erinnerung zu uns eine vertraute, geheimnisvolle und doch gewaltige Sprache. Deutschlands jüngste Heldenthat tritt klar und lebendig auch denen vor Augen, die sie nicht oder doch nicht mit vollem Bewußtsein erlebt haben, gerade wie wir ältern in der hochgehenden Bewegung des Jahres 1870 einen Hauch aus den großen Zeiten der germanischen Wanderungen, aus der Hohenstaufenzeit, dem Reformationszeitalter und den Befreiungskriegen zu spüren meinten. Ein Volk, das ins Feld zog in dem frommen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, in treuer Hingebung an die Männer, die eine gütige Vorsehung gerade damals an seine Spitze gestellt hatte, ohne Ruhmredigkeit, ohne Selbstüberhebung, aber auch ohne Zagen und Schwanken, mit dem Entschluß zu siegen oder zu sterben, und doch ohne hiervon Aufhebens zu machen, ja ohne sich seinen Humor verkümmern zu lassen — ein solches Volk von vielen Millionen Deutschen darf um seine Zukunft nicht bange werden. Es ist ein unbilliges Verlangen, daß jene Fest- und Feiertagsstimmung der Nation, in die wir uns heute wieder versenken, auch durch das Werktagsleben immer hindurchleuchten solle. Wir sind ihr deshalb nicht untreu geworden, wenn wir sie als etwas Reusches und Heiliges in unsern Herzen geborgen haben, wenn

uns auch geräuschvolle Feste nicht als die rechte Stätte erschienen sind, nationales Denken zur Schau zu tragen. Kaiser Wilhelm der Enkel hat vielleicht niemals verständlicher zur Volksseele gesprochen, als indem er die einst nach Frankreich getragenen Feldzeichen in diesen Erinnerungstagen mit dem Laub der deutschen Eichen schmücken ließ. Der böse Taumel der ersten Friedensjahre ist unter dem harten Druck der ihm folgenden Zeiten am deutschen Gemüt ohne dauernden Schaden vorübergegangen, noch haben wir eine gemeinsame Volksmoral, die das Laster wenigstens hindert, sich offen zu spreizen, die den Prasser und Schlemmer verächtlich erscheinen läßt und die Deutschen bisher vor der Hybris bewahrt hat.

Nicht dem deutschen Volksgemüt legen wir die beklagenswerte Verwirrung der innern deutschen Verhältnisse zur Last, wie sie, Gott sei's geklagt, dieses Jubeljahr aufweist. Die sprichwörtliche deutsche Uneinigkeit hat sich doch sonst nur in dem Verhältnis der einzelnen Länder und Stämme, niemals in dem Verhältnis einzelner Volksschichten zu einander gezeigt. Jener Stammeszwist, im Grunde doch nur dynastischen Ursprungs, wurde vor fünfundzwanzig Jahren von der ersten Windsbraut des erwachenden nationalen Zorns wie Spreu hinweggefegt und ist seitdem nie wieder zu Kräften gekommen. Konfessionelle und soziale Gegensätze waren dem deutschen Volke damals noch so gut wie unbekannt. Zwar ist der inzwischen schwer gestörte konfessionelle Friede heute äußerlich wieder hergestellt. Um so schärfer und erbitterter aber tobt heute der soziale Kampf. Dank seinem verbitternden Einfluß ist es leider gewiß, daß eine Wiederkehr der Tage von Ems heute in Deutschland nicht der gleichen Einmütigkeit der nationalen Empfindungen begegnen würde. Aber hat man wirklich den Mut, bei der Gedenkfeier jener Tage einer allgemeinen nationalen Erhebung zum Kampfe der Deutschen gegen Deutsche aufzurufen? Verträgt es sich mit unsrer Vaterlandsliebe oder „richtiger ausgedrückt mit der Liebe des Einzelnen zu seiner Nation und zu seinem Volke, die da ist zuvörderst achtend, vertrauend, deselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend“ (Fichte), wenn man gerade heute in greisenhaften Wiederholungen nur zur Unterdrückung von Millionen Deutschen, mit der Schärfe des Gesetzes oder des Schwertes, zu raten weiß? Gewiß, jene Millionen stehen gerade in diesen Tagen teilnahmslos, ja zum Teil spottend und selbst frech höhrend zur Seite. Aber haben nicht bis zur Mitte des Jahrhunderts die Herrschenden den Erinnerungen an die mindestens eben so großen Befreiungskriege ganz ebenso mißtrauisch und feindselig gegenübergestanden? Erst als sie die Verböhnung mit ihren Völkern gesucht und gefunden hatten, kehrten für Deutschland jene großen Tage wieder. Die Sozialdemokraten von heute sind zu einem guten Teile dieselben treuherzigen, still begeisterten, bis in den Tod getreuen braven Jungen gerade der untern Klassen, die in dem großen Kampfe die Bewundrung ihrer Offiziere, der Schrecken ihrer Feinde und der Neid des

Auslandes waren. Sollte der Versuch nicht lohnen, dieses kostbare Material dem Vaterlande zurückzugewinnen? Die deutsche Festfreude ist, wenn sie echt ist, den Bußgedanken allezeit nahe verwandt. Es ist der melancholische Zug der germanischen Nationen, der ihren frohen Empfindungen auch die ernstesten und sinnigen Gedanken beigesellt. Gehen wir auch in dieser Festzeit in uns, und fragen wir uns, ob wir, die wir uns durch höhere Bildung und gefestigtere Lebensstellung zu Führern der Menge berufen glauben, ob wir wirklich gegen alle unsre Volksgenossen auch jederzeit unsre Schuldigkeit gethan haben. Dieses unserm innersten Wesen fremde Element des Hasses gegen das eigne Blut muß einmal hinweggethan werden, die Veröhnung der einzelnen Volksschichten muß gelingen, wenn anders Deutschland auf die Dauer die Errungenschaften von vor fünfundzwanzig Jahren behaupten will. Gern lassen wir uns, weil wir hierzu zu mahnen nicht aufhören, der Schwäche zeihen. Diese Schwäche, innige Theilnahme für die um Verbesserung ihrer Lage ringenden Deutschen der untern Klassen, hindert uns nicht, stark und wahrhaft national zu empfinden. Unter den alten Mitkämpfern von 70 und 71 wird es wohl keinen geben, dem es nicht verdammt gleichgiltig wäre, wie die Franzosen, die Russen, die Engländer und selbst unsre guten Freunde und Allirten über uns denken, und wie sie es in einem künftigen Kriege halten wollen. Haben wir den innern Frieden erst wiedergesunden, so ziehen wir, wenn es sein muß, ebenso ruhig ins Feld wie vor fünfundzwanzig Jahren, voll Zuversicht, daß dem innerlich und äußerlich geeinten Deutschland selbst eine Welt von Feinden nicht zu widerstehen vermag.



Allgemeine zweijährige Dienstzeit

(Schluß)



Es bleibt nunmehr zu untersuchen, welche Wirkungen die allgemeine zweijährige Dienstzeit im einzelnen auf das bürgerliche Leben und die militärische Ausbildung haben würde. Welche Klassen der Bevölkerung würden von ihr berührt, welche gegebenen Falls durch sie geschädigt werden, und wie stellt sich die Bilanz? Hierbei ist billigerweise zu berücksichtigen, was bei jeder Reform der Fall zu sein pflegt, daß sie am härtesten diejenigen treffen würde, in deren Leben sie ändernd eingriffe. War eine Reform gut, so hat bereits die nächste